

Thomas Nehls

Unvernünftig erfolgreich!

Von Umwegen und Aufbrüchen

© 2025 Thomas Nehls

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:
tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg,
Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: Thomas Nehls, Altenhainerstr. 10, 65812 Bad Soden am Taunus, Germany, info@thomas-nehls.

Über den Autor

Thomas Nehls weiß aus eigener Erfahrung, dass sich Lebenswege nur selten planen lassen. Vieles von dem, was später Erfolg genannt wird, beginnt nicht mit einer Strategie, sondern mit dem Mut, dem eigenen Bauchgefühl zu vertrauen und an der richtigen Stelle Ja zu sagen.

Nehls wurde früh Vater und stellte seine Pläne, zu studieren, zurück, um Verantwortung zu übernehmen. Was folgte, war kein gradliniger Aufstieg, sondern ein Weg, geprägt von echter Lernbereitschaft, Engagement und der Fähigkeit, sich immer wieder bewusst auf etwas Neues einzulassen.

Die Stationen seiner beruflichen Entwicklung folgten weniger einem festen Plan als vielmehr einer Haltung. Heute bringt Nehls seine Erfahrung als Nachfolgeexperte für kleine und mittelständische Unternehmen ein.

Gemeinsam mit seiner zweiten Frau lebt er heute am Rande des Taunus. Seine vier erwachsenen Kinder, seine vier Enkelkinder, seine zwei Stiefkinder sowie die vielen Erfahrungen auf seinem Lebensweg haben ihn geprägt. Nicht als Helden, sondern als einen Menschen, der weiß, dass Haltung wichtiger ist als Perfektion.

Was bedeutet eigentlich „unvernünftig erfolgreich“?

Die Frage ist berechtigt. Und ehrlich gesagt habe ich sie mir selbst oft gestellt, manchmal mitten in der Nacht, manchmal auf langen Autofahrten, manchmal im Rückblick auf einen Lebensabschnitt, der wieder einmal ganz anders verlaufen war als geplant. Unvernünftig erfolgreich klingt im ersten Moment widersprüchlich. Als würde sich hier etwas beißen, was sich nicht verbinden lässt. Vernunft steht für Klarheit, Berechnung, Sicherheit. Erfolg für Zielstrebigkeit, Kontrolle, Planbarkeit. Und „unvernünftig“? Klingt nach Bauchgefühl, Risiko, Impuls. Nach allem, was man in Karriereratgebern eher vermeiden soll.

Aber genau dort beginnt mein Weg. Nicht in der Theorie. Sondern in Entscheidungen, die ich nicht treffen musste, aber getroffen habe. Entscheidungen, die nicht immer logisch waren. Die nicht immer mit Applaus bedacht wurden. Und die sich trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, als richtig herausgestellt haben.

Ich habe nie einen festen, vorgegebenen Lebensplan verfolgt. Mein Weg war nicht das Ergebnis einer Strategie, sondern oft eine Reaktion auf das, was das Leben mir vor die Füße gelegt hat. Manches habe ich gesucht. Vieles hat mich gefunden. Und immer wieder stand ich an Punkten, an denen ich hätte sagen können: Das ergibt so keinen Sinn. Und doch habe ich es gemacht. Aus Überzeugung, aus Neugier, aus einer Art innerer Konsequenz, die sich nie auf einem Planungs-Sheet abbilden ließ.

Wenn mir in den ersten Jahren meiner Laufbahn jemand erzählt hätte, dass ich eines Tages als Berater für Unternehmensnachfolge arbeiten, dabei quer durch Deutschland fahren, Unternehmen und Unternehmer in schwierigsten Entscheidungen begleiten und Führungsverantwortung in einem mittelständischen Beratungshaus übernehmen würde, ich hätte wohl den Kopf geschüttelt. Ich wollte ursprünglich studieren. Stattdessen kam das Leben. Und mit ihm: Verantwortung, Familie, Beruf, Umwege. Ich habe vier Kinder, bin zum zweiten Mal verheiratet, habe Städte gewechselt, Branchen verlassen, Chancen ergriffen, manchmal aus der Not heraus, manchmal aus dem Bauch. Ich bin gescheitert. Und gewachsen.

Unvernünftig erfolgreich meint genau das: Einen Weg, der nicht linear war. Der nicht geplant war. Der nicht glatt verlief. Aber der, rückwirkend betrachtet, Sinn ergibt. Nicht im betriebswirtschaftlichen, sondern im menschlichen Sinne. Ich habe nie Erfolg im klassischen Maß gesucht. Aber ich habe immer danach gestrebt, das Richtige zu tun. Für mich, für meine Familie, für die Menschen, mit denen ich gearbeitet habe. Und manchmal, ganz nebenbei, war ich damit erfolgreicher, als ich es je hätte planen können.

Dieses Buch ist kein Ratgeber. Es ist kein Erfolgsrezept. Und es ist schon gar keine Anleitung zur Selbstverwirklichung. Es ist eine Sammlung von Erfahrungen, Begegnungen und Entscheidungen, erzählt in der Hoffnung, dass sie jemanden berühren, der gerade an einem ähnlichen Punkt steht. Vielleicht in einem Dazwischen. Vielleicht am Anfang. Vielleicht im Rückblick. Es geht nicht darum, meinem Weg zu folgen. Es geht darum, den eigenen ernst zu nehmen.

Auch dann, wenn er gegen den Strom schwimmt. Auch dann, wenn er unvernünftig erscheint.

Denn manchmal ist es genau das, was uns weiterbringt: Nicht die perfekte Planung. Sondern der Mut, einen Schritt zu tun, der sich richtig anfühlt, auch wenn niemand sonst ihn versteht.

Etwas, das bleibt:

Unvernünftig erfolgreich ist, wer mehr auf seine innere Stimme vertraut als auf fremde Erwartungen.

Der vernünftige Start ins Chaos

Ich wurde zu Beginn der 60er Jahre in einer kleinen, aber durchaus lebendigen Stadt in Ost-Westfalen geboren. Also zu einer Zeit, als das Fernsehen noch schwarz-weiß war, Telefone Wählscheiben hatten und man als Kind automatisch mit einem „Jetzt sei mal vernünftig!“ großgezogen wurde.

Mein Elternhaus stand mitten in der Fußgängerzone, ein Ort, der tagsüber voller Menschen war und abends erstaunlich ruhig wurde. Für mich war das ein riesiger Abenteuerspielplatz mit Schaufenstern, Bordsteinkanten und Pflastersteinen, die ich bald so gut kannte wie andere Kinder ihr Kinderzimmer. Ich habe dort Fahrradfahren gelernt, direkt vor den örtlichen Fachhändlern, vorbei an Schaufensterpuppen und Eisdielen, unter den kritischen Blicken vorbeilaufender Rentner. Wenn ich heute darüber nachdenke, war es wohl der unromantischste Ort zum Radfahren lernen, aber definitiv der lehrreichste. Wer dort das Gleichgewicht hält, kommt später auch durchs Leben.

Der Weg ins Kino? Zwei Minuten. Das Jugendzentrum? Gleich um die Ecke. Ich war mittendrin, und zwar nicht nur geografisch, sondern auch sozial. Unsere Wohnung war Dreh- und Angelpunkt meines Freundeskreises, weil sie ebenso zentral lag und weil ich meist allein zu Hause war. Meine Eltern arbeiteten beide in Vollzeit, also war es fast schon logisch, dass mein Zimmer regelmäßig zum Clubraum umfunktioniert wurde. Musik, Snacks, Gelächter, ich hatte quasi mein eigenes Mini-Ferienlager, fast jeden Nachmittag.

Und dann war da mein Bruder: Zehn Jahre älter, aber nicht der Typ, der mich einfach als „Kleinen“ abtat. Im Gegenteil: Wir waren ein Herz und eine Seele. Er nahm mich ernst, ließ mich dabei sein, wenn seine Freunde da waren, und öffnete mir Tür und Tor zu einer Welt, in die ich eigentlich noch gar nicht gehörte.

Unvergesslich: Mit sieben Jahren durfte ich ihn in seinen Stammclub begleiten. Ich kam mir vor wie der König von Ost-Westfalen, als ich, viel zu klein für den Tresen und mit einem Glas Cola in der Hand, zwischen tanzenden Hippies stand. Andere Kinder gingen ins Puppentheater, ich lernte den Sound der Siebziger in Originallautstärke kennen. Es war der Beginn einer tiefen Liebe zu Musik, Menschen und dem Gefühl, irgendwie mittendrin zu sein – auch wenn ich noch lange nicht verstand, was genau da um mich herum passierte.

Diese frühen Einblicke in die Welt der Großen, die Freiheit nach der Schule, die Verantwortung zu Hause, die enge Verbindung zu meinem Bruder, all das formte mich stärker, als ich damals ahnte. Ich lernte früh, mich zu behaupten, aber auch, mich einzufügen. Und ich verstand intuitiv, dass man manchmal ganz schön weit kommen kann, wenn man einfach nur weiß, wann es Zeit ist, aufzuräumen.

Mein Vater war Brauer in der lokalen Brauerei. Ein angesehener Beruf, der mit einem gewissen Grundrespekt, aber auch mit dem Duft nach Malz, Hopfen und feuchtem Keller verbunden war. Meine Mutter arbeitete als Verkäuferin, war herzlich, praktisch veranlagt und die unangefochtene Meisterin im „Mit einem Blick alles sagen“-Prinzip. Da beide Elternteile Vollzeit arbeiteten, wurde ich

schon recht früh auf Selbstständigkeit getrimmt, nicht aus pädagogischem Idealismus, sondern aus purem Alltag.

Ich gehörte zu den Kindern, die sich selbst die Butterbrote schmierten, den Haustürschlüssel um den Hals trugen und wussten, wie man Waschmaschine und Herd bedient, noch bevor man das Einmaleins perfekt beherrschte. Rückblickend war das eine wertvolle Schule fürs Leben, auch wenn ich damals eher der Meinung war, dass andere Kinder es deutlich bequemer hatten.

Trotzdem hatte ich eine schöne Kindheit: Ich war Mitglied im örtlichen Fußballverein, spielte lange Jahre Verteidiger mit begrenztem Talent, aber viel Einsatz, und marschierte stolz mit dem Schützenverein durch die Innenstadt, wenn es etwas zu feiern gab, was in Ost-Westfalen erfreulich häufig der Fall war. Ich hatte einen großen Freundeskreis, war neugierig, lebhaft und nicht unbedingt dafür bekannt, Anweisungen kommentarlos zu befolgen. Eine erste Ahnung davon, dass ich mit der „klassischen Vernunft“ so meine Probleme haben würde, zeigte sich bereits in der Grundschule und setzte sich durch meine Jugend konsequent fort.

Mit fünfzehn traf mich der unerwartete Tod meines Vaters wie ein Hammerschlag. Plötzlich war da eine Lücke, die sich nicht füllen ließ. Und plötzlich war ich nicht mehr nur Sohn, sondern irgendwie auch „Mann im Haus“. Die Verantwortung wuchs, ob ich nun wollte oder nicht, und mit ihr mein Bedürfnis, meinen eigenen Weg zu gehen. Ein Weg, der zwar vom Abitur noch halbwegs brav gesäumt wurde, aber innerlich bereits krumm und voller Umwege war.

Aber zurück in die Kindheit, in die Zeit, als die Nachmittage lang, die Eltern bei der Arbeit und mein Zimmer der inoffizielle Treffpunkt der örtlichen Jugend war.

Es war wie ein Dauerklassenfest, nur ohne Lehrplan. Manchmal waren wir zu dritt, manchmal zu zehnt, und manchmal wusste ich selbst nicht mehr genau, wer da eigentlich alles auf meinem Bett saß. Es wurde laut durcheinandergeredet, Musik lief auf Anschlag, und es roch oft verdächtig nach Pommes, Ravioli oder dem, was wir damals für „Kochen“ hielten.

Meine Eltern sahen das erstaunlich gelassen. Sie gaben mir einen einfachen, glasklaren Rahmen vor, der gleichzeitig streng und maximal pragmatisch war:

„Mach, was du willst. Aber wenn wir nach Hause kommen, ist alles aufgeräumt. Und wenn wir im Nachhinein keinen Ärger kriegen, hast du alles richtig gemacht.“

Diese Regel wurde zur stillen Hausordnung, und ehrlich gesagt auch zu einer meiner ersten unternehmerischen Erfahrungen. Ich lernte früh, wie man mit Menschen umgeht, Chaos in Windeseile beseitigt und dabei so tut, als sei nie etwas gewesen. Heute würde man das wohl als „Krisenmanagement in Echtzeit“ bezeichnen. Damals nannte ich es schlicht: „Schnell den Aschenbecher leeren und lüften, bevor Mama durch die Tür kommt.“

Ich wusste intuitiv: Wenn die äußere Ordnung stimmte und die Nachbarn sich nicht beschwerten, konnte ich mir ziemlich viel erlauben. Und so probierte ich vieles aus, überschritt hier und da eine Grenze (manchmal mit,

manchmal ohne Absicht), aber ich lernte immer etwas daraus. Nicht aus Schulbüchern, sondern mitten im Leben.

Diese Mischung aus Freiheit und Verantwortung prägte mich mehr, als ich damals verstand. Ich musste Entscheidungen treffen, für die ich geradestehen musste, egal, ob es darum ging, wer die letzte Flasche Limo getrunken oder wer das Poster von der Wand gerissen hatte. Es war ein ständiges Ausbalancieren von Freiraum und Rücksicht, von Abenteuerlust und Aufräumdziplin. Ein Drahtseilakt, der sich später in vielen beruflichen Situationen wiederholen sollte, nur dass da niemand mehr mit Ermahnungen hinter mir her war.

Und so war es wohl kein Zufall, dass ich schon früh das Gefühl entwickelte: Ich brauche keine klaren Vorgaben, um zu funktionieren. Gib mir einen Rahmen, und ich fülle ihn aus, auf meine Art. Nicht immer nach Plan, aber fast immer mit Wirkung.

Rückblickend ist meine erste echte Bauchentscheidung sogar noch früher gefallen und hatte mit Rationalität nur am Rande zu tun. Nach der Grundschule empfahlen meine Lehrer meinen Eltern, mich auf die Realschule zu schicken. Solide Leistung, vernünftiger Weg, alles gut. Doch ich hatte andere Pläne. Oder besser gesagt: ein anderes Ziel – und das hieß Gymnasium.

Nicht etwa, weil ich damals besonders wissbegierig oder ehrgeizig gewesen wäre. Vielmehr wechselte meine Grundschulfreundin und kindliche erste Liebe ebenfalls aufs Gymnasium und ich konnte mir einfach nicht vorstellen, dass unser gemeinsamer Schulweg dort enden

sollte. Mein Wunsch war also weniger von Bildungshunger getrieben als von kindlicher Loyalität und der frühen Erkenntnis, dass Beziehungen manchmal wichtiger sind als Noten.

Ich erklärte meinen Eltern meinen Plan, und obwohl sie sich zunächst wunderten, trugen sie diese Entscheidung mit. Vielleicht ahnten sie, dass in mir doch mehr steckte, als meine Zeugnisse vermuten ließen. Vielleicht dachten sie auch einfach: „Wenn er das so unbedingt will, dann soll er’s versuchen.“

So landete ich auf dem Gymnasium, und damit auf einem Weg, den ich mir selbst ausgesucht hatte. Keine große Entscheidung aus heutiger Sicht. Aber in dem Moment war es der erste kleine Schritt in ein selbstbestimmtes Leben. Und die Erkenntnis, dass Entscheidungen aus dem Bauch heraus oft genau richtig sein können, auch wenn sie auf dem Papier unvernünftig wirken.

Etwas, das bleibt:

Ein guter Plan ist wertvoll, aber erst die Unvernunft zeigt, wofür man wirklich bereit ist.

Zwischenbilanz eines eigenwilligen Weges

In den letzten Jahren auf dem Gymnasium begann sich langsam ein Gefühl in mir zu regen, das zunächst kaum greifbar war und doch immer öfter an die Oberfläche drängte. Während um mich herum alles seinen gewohnten Gang ging, während meine Mitschüler ihre Bewerbungen schrieben, Studienfächer auswählten und Pläne für die Zukunft schmiedeten, spürte ich eine wachsende Unsicherheit, die ich selbst nicht so recht einordnen konnte. Ich machte meine Aufgaben, schrieb meine Klausuren, plante den Abschluss wie alle anderen, aber im Innersten blieb eine Leere, eine leise Frage, die ich nicht beantworten konnte.

Es war kein bewusster Widerstand gegen das, was vor mir lag, keine offene Ablehnung der Chancen, die sich boten, sondern eher ein stilles Innehalten, ein Nachdenken darüber, ob ich wirklich schon bereit war, mich auf einen Weg festzulegen, der sich für andere so selbstverständlich anfühlte. Immer wieder ertappte ich mich dabei, wie ich den Gesprächen über Universitäten und Berufswünsche lauschte, ohne das gleiche Feuer in mir zu spüren, ohne dieses sichere Gefühl, dass ich genau wusste, wohin ich gehörte. Vielleicht lag es daran, dass ich von klein auf daran gewöhnt war, meinen Raum selbst zu gestalten, Entscheidungen zu treffen, Verantwortung zu übernehmen, ohne dass mir jemand den nächsten Schritt vorgab.

Ich hatte gelernt, dass ein Rahmen genügt, dass es oft wichtiger ist, ihn mit eigenem Leben zu füllen, als sich blind an Vorgaben zu klammern, und genau deshalb erschien mir der Gedanke, jetzt einfach dem vorgezeichneten Pfad zu

folgen, immer weniger richtig. Doch was ich stattdessen wollte, wusste ich nicht. Ich wusste nur, dass ich mehr brauchte als einen Plan auf Papier, dass ich erst herausfinden musste, wie sich das Leben wirklich anfühlt, bevor ich entscheiden konnte, welchen Platz ich darin einnehmen wollte.

Je näher das Abitur rückte, desto deutlicher wurde mir, dass ich noch suchte, ohne zu wissen, wonach genau. Es war kein dramatischer Aufbruch, keine große Entscheidung, sondern ein leises, fast vorsichtiges Tasten, ein stilles Vertrauen darauf, dass der richtige Weg sich irgendwann zeigen würde, auch wenn ich ihn im Moment noch nicht erkennen konnte. Vielleicht war es aber genau diese Unsicherheit, diese Offenheit, die der eigentliche Anfang war, ein erster Schritt in ein Leben, das sich später oft nicht nach Plan und Vernunft entwickelte, sondern auf seine eigene Weise wuchs und mich dorthin führte, wo ich es rückblickend einmal unvernünftig erfolgreich nennen würde.

Etwas, das bleibt:

Manchmal muss man erst suchen, bevor man überhaupt weiß, wonach.

Handel und Wandel

Nach dem Abitur stand ich also an einer dieser berühmten Weggabelungen, an der viele brav den direkten Weg zur Universität einschlugen, ausgestattet mit Studienberatung, Zukunftsplanung und dem wohlmeinenden Rat ihrer Lehrer. Auch meine Lehrer rieten mir nachdrücklich zum Studium. Sie sahen in mir akademisches Potenzial, und vermutlich hätte ich auch problemlos diesen Weg gehen können.

Aber ich hatte ja andere Gedanken. Oder besser gesagt: ein anderes Gefühl. Es war keine lange Abwägung, keine durchdachte Strategie, sondern eine klare Bauchentscheidung. Ich wollte erst einmal eine solide Grundlage schaffen. Eine Ausbildung schien mir daher vernünftiger als das, was allgemein als „vernünftig“ galt. Falls das Studium später doch nichts für mich sein sollte, so mein Gedanke, hätte ich zumindest etwas Handfestes in der Tasche.

Damals ahnte ich noch nicht, dass genau dieses scheinbare Abweichen vom Standardweg der Anfang einer beruflichen Reise sein würde, die alles andere als geradlinig, aber dafür umso spannender und erfüllender verlaufen sollte.

Während andere also lateinische Lektürelisten und Vorlesungsverzeichnisse durchforsteten, schrieb ich Bewerbungen für eine kaufmännische Ausbildung. Eine Entscheidung, die in meinem Umfeld für erstaunte Blicke und gelegentliches Kopfschütteln sorgte. Für mich jedoch fühlte sie sich richtig an, wie ein Befreiungsschlag, wie der erste Schritt raus aus der Theorie und rein ins echte Leben.

Ich startete meine Lehre schließlich als Groß- und Außenhandelskaufmann bei einem örtlichen Lebensmittel-Großhändler, der viele kleine Tante-Emma-Läden ebenso belieferte wie eigene Supermärkte in der Region.

Und so begann mein Weg nicht im Hörsaal, sondern im Lager. Nicht zwischen akademischen Theorien, sondern zwischen Warenlisten, Einwegpaletten und dem Geruch von Kaffee und Bananenkisten.

Es war ein bodenständiger Einstieg in die echte Wirtschaftswelt, mit frühem Arbeitsbeginn, viel Papierkram und dem täglichen Spagat zwischen Lagerhalle und Büro. Während meine ehemaligen Mitschüler an der Uni darüber diskutierten, was Marx wohl gemeint haben könnte, lernte ich, wie man eine Rechnung schreibt, Lieferengpässe charmant erklärt und am Telefon auch mal mit einem grantigen Kolonialwarenhändler verhandelt, ohne gleich die Nerven zu verlieren.

Es war ein ehrlicher Job, mitten im Leben und weit weg von akademischer Theorie, aber nah dran an den Menschen. Und auch wenn er von außen eher nüchtern wirkte, war es genau dieser Einstieg, der mir das Fundament gab, auf dem später alles andere aufbauen konnte.

Besonders in Erinnerung geblieben ist mir eine besondere Abteilung des Unternehmens: der firmeneigene Weinkeller. Ja, richtig gelesen: zwischen Konservendosen und Kartoffelnetzen befand sich ein wohltemperierter Raum, in dem sich edle Tropfen aus aller Welt stapelten. Geleitet wurde dieser kleine Schatz von einem ausgewiesenen

Fachmann mit feiner Nase, gutem Humor und einer Engelsgeduld für neugierige Lehrlinge wie mich.

Dort, zwischen Bordeaux, Rioja und alten Grappa-Flaschen, entwickelte sich still und heimlich meine Liebe zu gutem Wein und außergewöhnlichen Spirituosen. Was als gelegentliches Probieren begann, wurde schnell zu echter Begeisterung. Ich sog sein Wissen auf, lernte zu riechen, zu schmecken, zu unterscheiden, und erkannte zum ersten Mal, dass Genuss auch etwas mit Haltung zu tun hat: mit Zeit, mit Aufmerksamkeit, mit Respekt vor dem Handwerk.

Diese Leidenschaft begleitet mich bis heute, auch wenn ich mittlerweile lieber trinke als trage. Und ich bin sicher: Ohne diesen Weinkeller wäre mein Geschmack nicht halb so gut, beruflich wie privat.

Wenn ich heute auf meine beruflichen Anfänge zurückblicke, dann denke ich oft: Es war alles dabei, Struktur, Sicherheit, Fachwissen und eine gehörige Portion gepflegter Langeweile. Meine Ausbildung zum Groß- und Außenhandelskaufmann war ein solider, vernünftiger Start ins Berufsleben, also genau das, was man Eltern, Lehrern und der Freundin guten Gewissens präsentieren konnte.

Nach der Ausbildung stand eigentlich das nächste Ziel fest: ein Studium der Betriebswirtschaft. Ich hatte bereits erste Infos gesammelt, Vorlesungsverzeichnisse durchstöbert und mir ausgemalt, wie es wäre, mit einem Kaffee in der Mensa zu sitzen, über Dozenten zu diskutieren und mich akademisch weiterzuentwickeln.

Doch das Leben hatte andere Pläne, und, wie so oft, keine Geduld für meine.

Kurz vor dem Ende der Ausbildung zog ich mit meiner damaligen Freundin zusammen in unsere erste eigene Wohnung. Es war aufregend, neu, und wir fühlten uns erwachsen (zumindest fast).

Dann kam die Nachricht: Wir werden Eltern...

Und mit einem Schlag rückte das Studentenleben ganz weit nach hinten auf der Prioritätenliste.

Plötzlich ging es nicht mehr um Studiengänge, sondern um Kindersitze. Nicht mehr um Seminare, sondern um Sicherheit. Anstelle von Fachliteratur beschäftigte ich mich mit Geburtsvorbereitungskursen. Also heirateten wir, jung, entschlossen und ein bisschen überfordert. Ich war auf einmal nicht mehr der angehende Akademiker, sondern werdender Vater mit Verantwortung. Also Studium adé, willkommen im echten Leben.

Was blieb, war ein klarer Auftrag: Geld verdienen. Nicht irgendwann, sondern jetzt. Nicht sporadisch, sondern regelmäßig. Und bitte verlässlich. Die romantische Vorstellung von der akademischen Laufbahn wich dem sehr realen Bedürfnis, am Monatsende die Miete zahlen zu können und idealerweise auch ein paar Windeln.

Dieser abrupte Perspektivwechsel war hart, ja. Aber er war auch heilsam. Denn er führte mich zu einer Entscheidung, die mein weiteres Leben maßgeblich prägen sollte: in das Traineeprogramm einer großen amerikanischen

Kaufhauskette. Nicht aus Abenteuerlust oder mit dem festen Plan, im Einzelhandel Karriere zu machen, sondern aus einem einzigen, ganz pragmatischen Grund: Ich musste meine Familie ernähren – und wollte trotzdem das Gefühl behalten, mich weiterzuentwickeln. Es war ein Balanceakt zwischen Verantwortung und Aufbruch, zwischen Pflicht und dem Wunsch, etwas aus mir zu machen.

Und genau dieser Spagat war der erste Schritt auf einem Weg, den man rückblickend wohl am besten mit meinem heutigen Lebensmotto beschreiben kann: Unvernünftig erfolgreich!

Denn es war kein geplanter Karriereschritt, sondern eine Bauchentscheidung. Kein strategisches Ziel, sondern eine Notlösung mit Weitblick. Und wie so oft in meinem Leben, waren es genau diese scheinbar unvernünftigen Entscheidungen, die mich weiterbrachten als jeder Fünfjahresplan.

Zum Glück begann mein Traineeprogramm nicht irgendwo in der Republik, sondern direkt in meiner Heimatstadt. Ein Geschenk des Schicksals. So konnten wir als junge Familie mit unserem neugeborenen Sohn im gewohnten Umfeld bleiben. Meine Frau hatte Unterstützung durch Familie und Freunde, und ich konnte mich mit voller Energie in die neue Aufgabe stürzen, ohne gleich noch einen Umzug zu stemmen.

Die ersten zwei Jahre waren intensiv. Tagsüber Führungskraft im Werden, abends Vater und Ehemann im Hochleistungsmodus. Es war ein täglicher Spagat zwischen Mitarbeiterschulung und Kinderbadewanne, zwischen

Personalplanung und Windelwechsel. Wir hatten wenig Geld, aber unendlich viel Energie. Wenig Erfahrung, aber jede Menge Improvisationstalent. Es war anstrengend, ja. Aber es war auch dieser besondere Moment im Leben, wenn man jung ist, mutig, und noch nicht weiß, wie kompliziert alles werden kann.

Unvernünftig vielleicht – aber voller Hoffnung. Und verdammt lebendig.

Dann kam die erste große Zäsur: Versetzung nach Bayern. Ein echter Standortwechsel – nicht nur für mich, sondern für uns alle. Es war das erste Mal, dass wir als Familie wirklich „umgezogen“ sind. Raus aus der Komfortzone, rein in eine neue Stadt, neue Wohnung, neues Leben.

Wir packten unsere wenigen Möbel, unseren kleinen Sohn und jede Menge Hoffnung in einen Transporter und zogen nach Bayern, mit einem Kloß im Hals und einem klopfenden Herzen. Für mich war es ein Karriereschritt, für meine Frau ein mutiger Neuanfang, für unseren Sohn vermutlich einfach nur: andere Tapete, neues Kinderzimmer.

Dieser Umzug war mehr als ein Ortswechsel, es war eine erste echte Reifeprüfung. Plötzlich waren wir auf uns allein gestellt. Keine Großeltern um die Ecke, keine Freunde, die schnell mal einspringen konnten. Aber genau das schweißte uns zusammen. Wir lernten: Familie ist kein Ort – Familie ist ein Gefühl. Und ich lernte: Berufliche Entwicklung bringt fast immer auch persönliches Wachstum mit sich, ob man will oder nicht.